


Nr. 60. Bromberg, den 13. März 1929.

# Tarantella.

## Ein exotisches Abenteuer.

### Roman von Harald Baumgarten.

---

Urheberrechtsschutz für Georg Müller Verlag, München.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

Jim saß mit Kowalewski vor dem Spiegel in Lia Lys Salon im Zentralhotel.

„Halt den Kopf höher, Voleur, damit ich den Mastix besser anschmieren kann."

„Verflixt nochmal," lachte Kowalewski, „du hast wohl ein ganzes Pfund raufgeschmiert, das brennt ja wie der Deibel. Wozu soll ich überhaupt einen Vollbart haben? William hat nie einen Bart getragen."

„Schafskopf, gerade deine Mundpartie könnte dich verraten. Du kommst frisch aus dem Dschungel von der Tigerjagd. Da ist nichts natürlicher, als daß du dir einen Bart hast stehen lassen. Ich gehe übrigens mit als dein indischer Diener. Paßt famos."

Kowalewski brummte ärgerlich. „Garnicht nötig, kann das Ding auch allein schaukeln."

„Nee, mein Junge, hast nicht umsonst deinen Spitznamen, so dämlich sind wir nicht, nachher verschwindest du auch für uns mit dem Rebbach auf Nimmerwiedersehen. Du weißt, wenn das Finish losgeht, ist Jim dabei, immer Kopf an Kopf mein Junge und dann zuletzt — als erster Kopf ins Ziel. Ach, daß man hier sitzen muß und dir Bärte kleben statt auf Vollblut über den grünen Rasen zu reiten."

Kowalewski drückte mit einem Handtuch sich die Bartwolle fest.

„Hättest nicht so viel schieben sollen, mein Lieber. Lizenzentziehung auf Lebenszeit, auch ein feines Abgangszeugnis für einen Champion."

Der Disput der beiden Männer war wieder in das Stadium getreten, wo er leicht in Tätlichkeiten ausarten konnte, als ein Klopfen an der Tür sie leicht zusammenschrecken ließ. Lia Lys erschien aus dem Schlafzimmer.

„Marsch ins Badezimmer, und kein Mutz, hört ihr! Wenn's Polente ist, verschwindet durchs Badezimmer auf den Korridor!"

„Red doch nicht!" Jim packt gemütlich seine Utensilien ein. „Siehst immer am hellen Tag Gespenster. Kein Hahn hat bis jetzt nach dem Pariser Ding gekräht, wird auch keiner krähen. Die Polizei hat das Stubenmädel als die Diebin gefaßt — folglich ist sie es — basta! Übrigens wenns der Fenstergraf ist, schmeiß ihn raus. Wir haben keine Zeit für ihn." — Lia schob den Schimpfenden hinaus. Dann eilte sie an die Tür und öffnete.

Der Besucher, Graf Luodgar von Eberstein, küßte ihr mit tiefer, chevaleresker Verbeugung die Hand. Dann stelzte die beinahe zwei Meter große, überschlanke Figur auf einen Fauteuil zu. „Gestatten, Gnädigste, daß ich Platz nehme, habe den ganzen Vormittag stehen müssen. Fabelhafte Sache, nein wirklich, unerhört! Abreise der Zoologischen Expedition nach den Südseeinseln. Mußte als Reporter natürlich dabei sein. Habe ganze Angelegenheit kolossal durch den Kakao gezogen. Ist ja unerhört! Volk hungert, aber für Expeditionen werden Vermögen hinausgeworfen." Dieses alles brachte er in näselndem Offizierston vor.

„Sie sind ja ganz echauffiert, lieber Graf. Machen Sie es sich bequem und erzählen Sie Ihre Neuigkeiten in aller Ruhe."

Der „Fenstergraf" putzte sein Monokel. „Habe auch allen Jrund, Teuerste, war da eben in Hoppegarten, um Morgenarbeit fürs Derby anzusehen, ruft mich Chefredakteur an, ich müsse unbedingt nach dem Lehrter Bahnhof, Abreise der Expedition Doktor Werkmeisters zu schildern. Na, denn los! War auch wirklich hahnebüchen! So und soviel Herren aus der Wilhelmstraße, der Rektor der Universität, meine Kollegen von der Presse, alles versammelt, bloß weil Herr Doktor sowieso nach der Südsee fährt, um Bakterien zu fangen. Janz wie in der alten Zeit! Na, ich hab mich, Jott sei Dank, modern umjestellt. Aber nun das Wichtigste. Also: „Rentenschieber" gewinnt das Derby nicht. Ich habe einen todsichern Außenseiter, würden Gnädigste zehn Pfund — fünf für mich — riskieren, so würde ich den Namen gern verraten."

Im Badezimmer fiel ein Stuhl. Eberstein sprang auf. „Wir werden belauscht!"

„Keine Rede," lächelte Li, „meine Zofe räumt auf."

„Ach so, also halbpart?" Er hielt die Hand hin.

„Halbpart insofern, meinen Sie, als ich das Risiko trage und Sie den eventuellen Gewinn zur Hälfte haben wollen? Aber meinetwegen, dafür muß am nächsten Montag ein hübscher Artikel im „Skandal" stehen, etwa: Juwelendiebstahl bei der berühmten Sängerin Lia Ly" „Wird gemacht, Gnädigste, für wieviel Emmchen ist denn gestohlen worden?"

Ein Page brachte in diesem Augenblick ein Telegramm. Lia Ly öffnete es und wurde nervös. „Entschuldigen Sie mich, lieber Graf, ein wichtiges Telegramm von einem Agenten aus Amerika. Ich muß sofort Schritte unternehmen."

Eberstein verabschiedete sich. „Verstehe, meine Teuerste, der Mohr hat seine Schuldigkeit getan — also auf Wiedersehen. Apropos, könnte ich vielleicht einen kleinen Vorschuß auf die Wette bekommen, habe Pech im Ekarté gehabt, ja ja, Glück in der Liebe", er warf Lia einen schmachtenden Blick zu.

„Lieber Graf, ich bin selber im Vorschuß, aber wenn Ihnen mit zwanzig Mark gedient ist?"

„Na, man soll mit schönen Frauen keinen Handel treiben, also . . ." Er steckte die Geldnote ein. „Fliegentöter" ist der Typ." Die hohe schlanke Figur verschwand. Jim riß die Tür vom Badezimmer auf.

„Du sollst doch dem Idioten kein Geld geben, der versteht von Pferden soviel wie ich von Bakterien. Der Kerl hat uns doch selbst erzählt, daß er sein ganzes Vermögen auf dem grünen Rasen gelassen hat, und sich jetzt als Zeitungsschreiber durchhungern muß."

Kowalewski hinter ihm probierte einen vornehmen Gang. „Ich will mich eingehen, Lords haben immer so was eigentümlich Wippendes im Gang, wie hungrige Bachstelzen."

Jim hatte unterdessen das Telegramm gelesen. „Donnerwetter," schrie er, „was soll das heißen? Ist Jack verrückt geworden? Telegraphiert aus Charleston, daß er hierherkommt? Kannst du dir einen Vers draufmachen, Li?"

„Jedenfalls ist dort etwas passiert, was für uns unangenehm ist, sonst würde Jack nicht Hals über Kopf Salvador verlassen haben. Ob der alte verrückte Engländer gestorben

ist? Jedenfalls ..." Sie nahm Jim beiseite und flüsterte mit ihm. Der nickte. „Mach ich schon."

„Es geht famos," ließ sich nun Kowalewski vernehmen, „hätt's nicht gedacht! Den möcht ich mal sehen, der mich nicht für 'nen echtgeborenen Lord hält." Er nahm eine ihm vornehm scheinende Pose an.

Jim schlug ein ironisches Gelächter an. „Du siehst aus wie ein durchgebrannter Zahlkellner aus den Winzerstuben, aber nicht wie ein Lord. Schade um jede Minute, die wir mit dir vergeudet haben."

Kowalewski riß sich den Bart herunter: „Ly," schrie er empört, „hörst du, was der Gnom sagt? Ich hab's jetzt bald satt, mich von dem veralbern zu lassen."

Li zuckte die Achseln. „Solche Sachen sind nicht dein Ressort, lieber Voleur. Die Sache in Paris hast du ganz gut gefingert, aber da galt es auch bloß, ein Stubenmädel zu übertölpeln, größere Sachen kann man dir wirklich nicht anvertrauen."

Kowalewski stieß einen Pfiff aus. „Wenn ich auch ein Idiot bin, wie ihr sagt, solch Idiot bin ich doch nicht, daß ich den Braten nicht röche. Weil euer famoser Jack, der Herr Doktor med. kommt, bin ich überflüssig. Danke, verzichte! Bin ohne euch was geworden, werd' auch weiter was werden." Er ergriff seinen Hut. „Mahlzeit!"

Li sah ihm besorgt nach. „Wird er keine Dummheiten machen?"

„Unsinn," brummte Jim, „er kennt uns, außerdem kommt der Pariser Diebstahl ganz auf sein Konto, und die Sache in Essex allein zu fingern, ist er viel zu dumm. Aber zur Sicherheit will ich ihm nach ..."

„Laß ihn laufen, Jim, er kommt von selbst wieder, wenn er keinen Zaster mehr hat. Aber jetzt los, wir müssen überlegen, wie wir die Sache mit Jack drehen. Wenn er bloß nicht so konfus telegraphiert hätte: „Hier alles aus, komme mit „Bavaria" Hamburg."

Als die Abendvorstellung begann, erschien Kowalewski wieder. Er sprach kein Wort über den Vorfall und tat seinen Dienst als angeblicher Manager Lis wie immer.

*

Professor Hee beugte sich über den noch immer wie ohnmächtig Schlafenden. „Morphium-Vergiftung", konstatierte er. Mary war sofort zu ihm hinuntergestürzt. Zu einer Aussprache war noch keine Zeit gewesen. So hatte Hee auch noch keine genaue Schilderung der Vorgänge erhalten. Das ganze Haus war alarmiert. Die Bediensteten aufgestanden. Hee setzte sich zu Torstensen aufs Bett. Er fühlte wieder den Puls, der auffallend langsam schlug. Jetzt schien die schwere Betäubung von Ralph zu weichen. Er hob den linken Arm etwas in die Höhe. Dabei rutschte der Ärmel des Pyjamas herunter, so daß der Unterarm frei wurde. Da sah Sir Hee am Unterarm einen kleinen Stich, nicht viel bedeutender als ein Mückenstich.

Mary erzählte mit halber Stimme, wie Tommy sie geweckt habe, wie sie die Treppe hinaufgeschlichen und ins Zimmer eingedrungen sei. Und wie Jack Doherty durchs Fenster die Flucht genommen. Dabei erwähnte sie die Retorte, von der sie nicht wußte, ob sie Ralphs Eigentum war oder ob Doherty sie mitgebracht.

„Was für eine Retorte?" fragte Hee unruhig.

„Hier, diese!"

„Das indische Gift!" Entsetzen weitete seine Augen. Ihm fiel der kleine Stich ein, den er vorhin beobachtet hatte. Rasch hatte er den Ärmel wieder hinaufgestreift. Die Stichwunde war ein klein wenig angeschwollen. Der Puls ging noch eben so langsam wie vorhin. Er nahm die Retorte, prüfte den Inhalt. Die Flüssigkeit reichte nicht mehr ganz bis zum Maßstrich. Zwei Zentimeter fehlten. Der alte Arzt wurde leichenblaß.

„Was hast du, Papa?" Er schüttelte nur verzweifelt den Kopf.

„Vater, sage es mir doch, ich muß es ja wissen."

„Der Schuft hat Torstensen mit dem Gift geimpft!" Tonlos kam es über seine Lippen.

Da sank die tapfere Mary zum ersten Male in ihrem Leben ohnmächtig zu Boden.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Die Sonne erhob sich strahlend über den Ozean. Die See ging zwar hoch, aber durch das Einsetzen der Flut wurde die Schiffahrt gefahrloser. Ein Strich am Horizont kündete die herankommende „Tarantella". Mit Hilfe von Tommy, der trotz seines kranken Kindes keinen Augenblick von seiner jungen Herrin gewichen war, hatte Hee die Ohnmächtige ins Leben zurückgerufen. Auch Ralphs Betäubung war gewichen. Er fühlte sich zwar noch schwach und schwindlig, war aber bei voller Besinnung. Von den Vorgängen der Nacht wußte er noch nichts.

Sir Hee war verzweifelt. Er kannte am besten die furchtbare Wirkung des Giftes, das er selbst hergestellt hatte.

Mary saß mit blassem Gesicht bei ihrem Vater auf der Veranda, auf der man am ersten Abend gesessen hatte, während Ralph sich ankleiden wollte.

„Vater, wir müssen es Ralph sagen, das ist unsere Pflicht!" Ihre Augen brannten in dem verzweifelten Entschluß, zu helfen. „Wir dürfen ihn nicht ahnungslos in den Tod rennen lassen. Wir müssen alle Energie zusammennehmen, um ihn zu retten. Vater, du hast mir oft gesagt, für jedes Gift gibt es ein Gegengift, auch für dieses muß es eins geben."

„Es gibt wohl eins, mein Kind, aber es ist nicht bekannt, oder vielmehr noch nicht bekannt. Monate reichen nicht aus, um die Versuche zu vollenden, die zu seiner Auffindung nötig sind, — immer vorausgesetzt, daß es überhaupt gelingt."

„Und wie lange, meinst du, hat Ralph noch zu leben?"

Ein schmerzliches Zucken umspielte den Mund des alten Gelehrten.

„Nach der verabreichten Dosis — etwa drei Monate."

Es herrschte Schweigen. Mary sprang auf und ging ruhelos auf und ab.

„Dann muß ein anderer Ausweg gefunden werden! Wir müssen Ralph retten." Sie setzte sich zu ihrem Vater. „Sieh einmal, wenn das Schreckliche einträte, dann wäre ja auch mein Leben zerstört. Denn in dem Augenblick, wo ich Ralph hilflos daliegen sah, fühlte ich zum ersten Male, daß ich ihn liebe — daß ich mein Leben für seines opfern könnte." —

Hee nahm sein Kind in den Arm. „Die große Prüfung ist über dich gekommen, kleine Mary, schneller als ich glaubte, und schlimmer, als ich ahnte. Es bleibt uns nur noch die Hoffnung, daß das Gift nicht so wirkt, wie wir befürchten."

Mary umklammerte ihn. „Vater, sag mir die Wahrheit, bei meiner Mutter beschwöre ich dich, sag mir die volle Wahrheit. Glaubst du, daß die Wirkung des Giftes ausbleiben kann?"

Der alte Mann stand auf, küßte Mary auf die Stirne, in seinen Augen stand das Leid.

„Ich danke dir, Vater, wir Hees sind ein tapferes Geschlecht. Wir kämpfen sogar mit dem Tode."

Und aus ihren Augen brach eine solche Kraft, daß Sir Hee sein Kind verwundert ansah.

Die Unterredung zwischen Ralph und Doktor Hee war kurz. Mary hatte darauf gedrungen, daß Ralph die ganze Wahrheit erfahre. Als die beiden Männer aus Hees Arbeitszimmer traten, eilte sie zu Ralph.

„Ralph, ich habe es überlegt, wir heiraten so schnell als möglich, ich will zu dir stehen als deine Frau."

Ralph schüttelte den Kopf. „Nein, Mary, das Opfer wäre zu groß. Ich bin dem Tode verfallen. Ich fahre heute noch fort, meinem Schicksal entgegen, und du wirst mich vergessen!"

„Davon kann keine Rede sein," erwiderte Mary mit flammenden Augen, „ich halte zu dir, Ralph. Oh, dieser Schurke Jack! Er muß verfolgt werden. Wir müssen uns sofort an die Polizei wenden!"

„Laß sein, Mary," sagte ihr Vater, „das hat keinen Sinn. Er ist erstens intelligent genug, um sich nicht so leicht fangen zu lassen, und selbst wenn er festgesetzt würde, was hätten wir davon? Er ist ebensowenig imstande, Ralph zu retten, wie ich es bin. Seiner Strafe wird er nicht entgehen. Davon bin ich fest überzeugt."

Ein Boot kämpfte sich durch die Brandung. „Halloh," rief Kapitän Streck, seine Mütze wie eine Fahne schwenkend, „alles klar an Bord!" Er sprang an Land und eilte mit seinem schaukelnden Seemannsgang die Allee hinauf. „Macht kurz den Abschied und dann den Anker hoch — nach der Südsee!"

Es antwortete ihm niemand. Das Gespenst des Grauens stand zwischen den Menschen.

„Nanu, was ist denn hier los? Habt ihr ein Haar in der Suppe gefunden?" Er lachte. „Hilft nichts! Anker hoch und ade du Seemannsbraut! Umso schöner ist das Wiedersehen!"

„Wir fahren!" Hart klang Ralphs Stimme. „Laß es uns kurz machen, Mary." Er schritt dem Strande zu. Mary trat ihm in den Weg.

„Ich dulde es nicht! Durch unsere Schuld ist dein Leben aufs Spiel gesetzt. Kampflos lasse ich dich nicht."

„Wir wollen noch einmal beraten," meinte Dr. Hee, „mir fällt eben ein Weg ein, der vielleicht zur Rettung führen könnte."

(Fortsetzung folgt.)

# Der Geistergouverneur von Oklahoma.

**Die Geheimsekretärin des Gouverneurs als Diktator. Rosenkreuzer, Okkultismus, Yogadienst und Staatsgeschäfte.**
**Von John C. Waters-Chicago.**

Henry S. Johnson, der Gouverneur des amerikanischen Staates Oklahoma mit seinen rund 2,5 Millionen Einwohnern, erfreut sich beim größten Teil seiner Landsleute sehr geringer Beliebtheit.

Auch in den Vereinigten Staaten haben die Wähler ihren Spaß daran, wenn sie ihre Vertreter in den Staatsparlamenten ordentlich durchhecheln können. Als aber Mister Johnson im vorigen Jahre nach einem politischen Streit mit der Legislatur von Oklahoma das Staatskapitol durch Nationalgarden mit Maschinengewehren umstellen und die Abgeordneten an der Ausübung ihrer Tätigkeit verhindern ließ, stand Oklahoma doch wie ein Mann hinter seinen Vertretern.

Jetzt hat Mister Johnson es von neuem mit seinen Untertanen verdorben. Diesmal ist es aber weniger seine eigene Person, an der die Öffentlichkeit Anstoß nimmt, als vielmehr seine Geheimsekretärin, die eigentliche Herrin im Staate. Den Gouverneur selbst nehmen die Bürger von Oklahoma nicht ganz ernst, die Sekretärin-Diktatorin, Frau Hammonds, hassen sie dagegen gründlich. Sie haben aber auch alle Ursache dazu, denn das Verhalten dieser streitbaren Dame den Beamten und Steuerzahlern gegenüber ist alles andere als höflich.

Das ganze Getriebe des staatlichen Räderwerks dreht sich nur um Mrs. Hammonds. Die Anwesenheit des Gouverneurs an seinem Schreibtisch ist höchst überflüssig, denn Frau Hammonds erledigt alles. Sie läßt die Beamten springen, wie es ihr gefällt, verordnet, was ihr gut dünkt, und läßt auch den Gouverneur nach ihrer Pfeife tanzen.

Dieser idyllische Zustand sagt einer anderen Dame aus Oklahoma, der Frau Ashbrook, am wenigsten von allen guten Staatsbürgern zu. Frau Ashbrook ist nämlich der Ansicht, daß der Gouverneur einzig und allein ihr seine Wahl im Jahre 1926 verdankt, und meint deshalb, ihr stehe eigentlich die Stellung der Geheimsekretärin zu.

Frau Ashbrook ist „Hohepriesterin" der „Rosenkreuzer" von Oklahoma. Die Ziele dieser Verbindung haben kaum noch etwas mit denen der ursprünglichen Rosenkreuzer des 17. Jahrhunderts gemeinsam, die eine Verbesserung der Kirchenzucht herbeiführen sollten. Die amerikanischen Rosenkreuzer glauben sich und ihre Lehre in Geheimnis hüllen zu müssen, zum Teil, weil das ihnen Zulauf aus den Reihen der Sensationslüsternen verspricht. Der Okkultismus spielt daher bei den amerikanischen Rosenkreuzern eine große Rolle, und spiritistische Sitzungen sorgen für den nötigen Nervenkitzel. Die indische Yogalehre, das ganze heidnische Zauberwesen von der Sterndeuterei bis zur Geisterbeschwörung, wird eifrig gepflegt.

Frau Ashbrook, die Führerin dieser Okkultisten von Oklahoma, kennt Johnson seit Jahren. Sie ist der Ansicht, der Gouverneur sei ein wundervolles Medium. Eines Tages, als Johnson noch gar nicht daran dachte, daß er der erste Mann im Staate werden könnte, trat Frau Ashbrook in sein Geschäftszimmer. Er saß an seinem Schreibtisch, und sie blieb plötzlich wie gebannt stehen. Dann löste sich allmählich ihre Erstarrung, sie trat auf Johnson zu und schüttelte ihm die Hand: „Guten Tag, Gouverneur Johnson!" Der Mann sah den Besuch höchst überrascht an: „Was Gouverneur? Ich wollte, ich wäre es!" — „Sie werden es bald sein. Denn eben sah ich eine Geisterhand an die Wand hinter Ihnen schreiben: „Sage Johnson, er soll sich um den Gouverneursposten bewerben!" Sie müssen die Mahnung befolgen." Johnson war ebenso erstaunt wie geschmeichelt, hatte aber noch einige Zweifel an der Ernsthaftigkeit dieser Botschaft aus dem Jenseits. Da ließ Frau Ashbrook noch eine Reihe anderer Geister reden, und alle rieten Johnson dringend, sich als Kandidat für den schönen Posten aufstellen zu lassen. Er vertraute nun fest auf die Hilfe der Geisterwelt, nahm die vom Jenseits angebotene Kandidatur an, holte sich während des Wahlfeldzuges immer wieder neue Ratschläge bei Frau Ashbrooks Bekannten aus dem Jenseits und wurde Gouverneur.

Aus reiner Dankbarkeit hätte er nun die „Hohepriesterin" zu seiner Sekretärin ernennen müssen. Zweifellos wäre Frau Ashbrook mit den hinter ihr stehenden Geistern ebenso sehr zur Führung der Staatsgeschäfte geeignet gewesen wie Frau Hammonds. Anfänglich schienen die Aussichten der Geisterbeschwörerin günstig zu sein, denn Johnsons Regierungsbeginn stand ganz unter dem Zeichen des Rosenkreuzes. So antwortete der Gouverneur einmal auf die Frage eines Reporters, wann er ein gewisses Schulgesetz unterzeichnen würde: „Nächsten Donnerstag zwischen 11 Uhr 36 und halb eins." — „Wann?" — „Ja, denn gerade um diese Zeit werden die Zeichen des Tierkreises am günstigsten stehen." Mit dieser etwas mittelalterlich begründeten Staatskunst war es Johnson bitter ernst.

Was den Gouverneur plötzlich veranlaßte, sich Frau Ashbrook gegenüber beschämend undankbar zu zeigen, wissen außer ihm nur die Geister und wahrscheinlich auch Frau Hammonds. Vielleicht hat ein den Rosenkreuzern feindlicher Spiritus seine Geisterhand im Spiele gehabt und dem Gouverneur etwas eingeflüstert. Auf jeden Fall war Frau Ashbrook nicht gewillt, die Vernachlässigung ihrer Person und Verdienste ungestraft hinzunehmen, und sie mobilisierte alle guten Rosenkreuzgeister. Tatsächlich erklärte einer dieser Bewohner des Jenseits bald danach durch den über alle Zweifel erhabenen Mund der „Hohenpriesterin": „Gouverneur, du wirst durch falsche Fluida schlecht beeinflußt. Willst du die guten Vorsätze, die du vor deiner Wahl, hattest, verwirklichen, so mußt du dich von diesen verderblichen Einflüssen frei machen und deine schlechten Ratgeber verjagen."

Leider nützte diese recht deutliche und nicht unparteiische Geistermahnung nichts, denn Gouverneur Johnson blieb auch weiterhin unter dem Einflusse dieser „falschen Fluida".

Interessant ist es, daß behauptet wird, der Onkel der allmächtigen Frau Hammonds, Richter Armstrong, einer der obersten Beamten des Gouverneurs, sei Schüler und eifriger Anhänger eines indischen Asketen, der ebenfalls mit der Geisterwelt in Verbindung stehen will. Damit wäre der Einfluß der Frau Hammonds auf den Gouverneur genügend erklärt, und es würde sich somit bei den ergötzlichen Vorgängen im Gouvernementsgebäude um den Kampf zweier feindlicher Geistergruppen um die irdische Herrschaft in Oklahoma handeln.

Die braven Staatsbürger und die recht enttäuschten Wähler des Geisterpräsidenten sind gespannt darauf, wohin dieser okkultistische Streit, der von ihrem Geld bezahlt wird, noch führen soll. Viel Meinung für ein weiteres Bestehen dieser Geisterherrschaft besteht nicht. Auch die Legislatur hat von Herrn Johnson und allem Drum und Dran mehr als genug und bereitet ein Mißtrauensvotum gegen den Gouverneur und seine Geisterkompagnie vor. Vielleicht wirft sie damit den Gouverneur samt Rosenkreuzern, Geistern, Yogis und Geheimsekretärin vor Ablauf seiner bis 1930 währenden Amtszeit aus dem Regierungsgebäude von Oklahoma hinaus.

Die erbauliche Geistergeschichte beweist wieder einmal die Wahrheit des Wortes vom „Land der unbegrenzten Möglichkeiten".

---

# Die Insel der Deportierten.

**Das indische Cayenne. — Sträflinge als Siedler.**
**Von Ludwig Haßlinger.**

Von den Schrecken der französischen Strafkolonie in Cayenne, von ihrem mörderischen Klima, von den Teufelsinseln und ihren Haifischen ist viel geschrieben worden. Weit weniger bekannt sind dagegen die viel bedeutenderen britisch-indischen Strafsiedelungen auf den Andamanen, die größten der Gegenwart.

Marco Polo erwähnt als erster Europäer diese kleine, im bengalischen Golf südlich von Birma liegende Inselgruppe. Nach dem Eindringen der Weißen in den Fernen Osten besuchten europäische Schiffe nur selten die Inseln, und keine Kolonialmacht interessierte sich näher für die Andamanen, deren Eingeborene als besonders blutdürstige Menschenfresser verschrien waren. Erst im Jahre 1789 wurde die Inselgruppe von den Engländern als Strafkolonie für indische Verbrecher ausersehen, doch nur wenige Sträflinge gelangten dorthin, und nach sieben Jahren zogen sich die Engländer wieder zurück.

Im Jahre 1858 tobte der große indische Aufstand. Tausende von Meuterern füllten die Gefängnisse. Ihre weitere Anwesenheit im noch längst nicht völlig beruhigten Land gefährdete die englische Herrschaft. Da tauchte der Gedanke an die Errichtung einer Strafkolonie auf den Andamanen wieder auf. Im gleichen Jahr wurde eine Expedition nach Südandaman entsandt und legte dort Port Blair an. Die indischen Meuterer folgten bald.

Anfänglich setzten die Eingeborenen, zwerghafte Negritos niedrigster Kulturstufe, der Errichtung der Strafkolonie heftigen Widerstand entgegen. Dieser nützte ihnen aber nichts, sondern führte nur zu ihrer raschen Dezimierung, so daß heute die Zahl der „Minkopies", die von verschiedenen Forschern als Angehörige der ältesten lebenden Rasse bezeichnet werden, kaum das erste Tausend übersteigen dürfte.

Den politischen Deportierten folgten bald gemeine Verbrecher, und heute sind von den rund 16 000 Sträflingen auf den Andamanen mindestens 11 000 Mörder. Obwohl man demnach annehmen müßte, daß die Gefangenen auf Süd-

andaman den schlimmsten Auswurf der menschlichen Gesellschaft bilden, so ist doch das Leben eines Weißen unter ihnen längst nicht derartig gefährdet wie das eines Bürgers der „Kulturstadt“ Chicago in den Straßen seiner Heimat. Unter der Verbrecherbevölkerung der Andamanen werden durchschnittlich nur sechs Morde im Verlauf eines Jahrzehntes gezählt. Diese geringe Kriminalität ist einesteils darauf zurückzuführen, daß in Indien Morde weniger aus rein verbrecherischen Gründen als vielmehr aus politischem und religiösem Fanatismus begangen werden, so daß die Deportierten nicht durchweg Gewohnheitsverbrecher sind. Vornehmlich ist aber der Grund für die gute Führung der Sträflinge in der vernünftigen Behandlung durch die Verwaltung der Kolonie zu suchen.

Kettengefangene wie in Cayenne kennt man auf den Andamanen nur mit geringen Ausnahmen. Die berüchtigte Zwangsarbeit der Gefangenen in Französisch-Guyana oder in den sibirischen Bergwerken gibt es hier nicht. Im Gegenteil bietet die Verwaltung allen Sträflingen, die sich einigermaßen gut führen, die Möglichkeit, Siedler mit beschränkter Bewegungsfreiheit zu werden. Dadurch erhält das Leben der Verbrecher wieder einen Zweck. Sie denken an die Zukunft und werden insofern wieder nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, als sie dem wirtschaftlichen Aufschwung der Inselgruppe dienen. Außerdem kostet — was gerade den praktisch denkenden Engländern doppelt angenehm ist — die Verwaltung dieser Verbrecherkolonie verschwindend geringe Summen, nämlich nur vier Mark monatlich für jeden Gefangenen.

Die Strafkolonie untersteht einem Kommissar mit einem Stab von 25 Europäern. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung genügen 150 weiße und 300 indische Soldaten. Demnach entfallen auf einen Angehörigen der Wachmannschaft rund 40 Gefangene, in Cayenne dagegen nur vier. Trotzdem sind Fluchtversuche auf den Andamanen fast unbekannt; in Französisch-Guyana gehören sie zur Tagesordnung. Freilich erschwert die insulare Lage Südandamans jedes Entweichen.

Doch der Sträfling auf den Andamanen hat weit weniger Interesse an der Flucht als der Zwangsarbeiter in Cayenne. Die Scholle, die ihm zur Bearbeitung überlassen wird, sobald er den Willen zur Besserung zeigt, fesselt ihn. Außerdem wird jedem Deportierten erlaubt, eine Schicksalsgenossin zu ehelichen oder, falls er schon verheiratet ist, seine Frau nachkommen zu lassen. Familien, in denen Mann und Frau einen Mord auf dem Gewissen haben, sind darum keine Seltenheit, und die Schulen sorgen dafür, daß die Kinder dieser Verbrecherehen nicht in die Sünden der Eltern zurück verfallen. Jede freie Siedelung verwaltet sich selbst und wählt aus den Reihen der Sträflinge einen Obmann, der dem Kommissar gegenüber für alle Vorkommnisse verantwortlich ist. Natürlich bleibt die Bewegungsfreiheit dieser Siedler auf einen engen Bezirk beschränkt. Läßt sich ein Deportierter ein neues Verbrechen oder eine Widersetzlichkeit gegen die Verwaltung zu Schulden kommen, so wird er auf die Port Blair gegenüber liegende kleine Viper-Insel gebracht, wo eiserne Strenge und scharfe Abschließung von der Außenwelt herrschen.

Die Sträflinge stammen aus allen Teilen Indiens. Deshalb sind sämtliche 200 Sprachen des Heimatlandes auf den Andamanen vertreten. Diese Tatsache erschwert jede geheime Verständigung unter den Gefangenen, im Gegensatz zu Cayenne, dessen Verbrecherbevölkerung sich nur aus Franzosen zusammensetzt. Als Umgangssprache dient ein schwer verständliches Gemisch aller indischen Sprachen und Dialekte, das nur eben die oberflächlichste Unterhaltung unter den Sträflingen gestattet.

Sämtliche Gefangenen außer den Unverbesserlichen auf der Viper-Insel haben selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Wer nicht als Siedler lebt, findet als Holzfäller Verwendung in den großen Wäldern, aus denen mit Hilfe von Elefanten das wertvolle andamanische Rotholz nach Port Blair geschafft wird. Eine Art Elite unter den Gefangenen bilden die Arbeiter in den Betriebswerkstätten der Kolonie, die aus Sägemühlen, Gerbereien, Webereien, Schlossereien und einer nur von Sträflingen bedienten elektrischen Kraftanlage bestehen. Außerdem werden auf einer eigenen Werft Dampfboote und kleinere Fahrzeuge gebaut.

Aus diesem verhältnismäßig freien Leben der Sträflinge auf Südandaman darf nicht der Schluß gezogen werden, daß den indischen Verbrecher dort an Stelle der Strafe ein Paradies erwartet. Das Dasein der Deportierten ist noch hart genug, um doch als Strafe zu gelten und abschreckend zu wirken, aber es dient im Gegensatz zu dem Leben der meisten Zuchthausgefangenen in anderen Ländern wenigstens einem Zweck. Die moderne Justiz ist ja bestrebt, im Verbrecher nicht nur den zu Bestrafenden, sondern auch den Besserungsbedürftigen zu erblicken. Indien hat mit seiner Strafkolonie auf den Andamanen dieses vielumstrittene Problem der Strafvollstreckung befriedigend gelöst.



## Bunte Chronik



* **Reiche neue Goldfunde in Kanada.** Aus Ottawa in Kanada kommen Nachrichten über neue reiche Goldfunde in Nord-Ontario. Entdeckt wurden sie durch Geologen, die von der Kanadischen Eisenbahn den Ingenieuren für die Ausmessung neuer Eisenbahnlinien beigegeben wurden. In einem Gebiet hundert Meilen nördlich der großen Querbahn durch Kanada wurde an sieben Stellen Goldquarz in Massen gefunden, die eine Ausbeute von mindestens 38 Mark auf die Tonne versprechen. Es wird allgemein angenommen, daß die neuen reichen Goldfelder in ganz wenigen Jahren sämtliche anderen kanadischen Goldfundstellen an Ergiebigkeit übertreffen werden. Damit haben die aus allen Ländern und Völkern kommenden Abenteurer, die schwerste Strapazen und persönliche Gefahren nicht scheuen, um durch einen glücklichen Spatenstich oder durch einen Hieb mit der Beilpicke ein Vermögen zu gewinnen, ein neues Ziel gewonnen.



## Rätsel-Ecke



### Ausschalt-Rätsel.

Nußbaum, Erwin, Spinne, Knoten, Volkstum, Pinsel, Banknote.

Diesen Wörtern sind je 2—4 zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen und zu der Zusammenfügung eines Ausspruches zu verwenden.

*

### Rechen-Aufgabe.

Auf einem Tische, an welchem „geknobelt“ wird, liegen insgesamt 147 Streichhölzchen, mit welchen die fünf Spieler ihre Gewinnpunkte markiert haben.

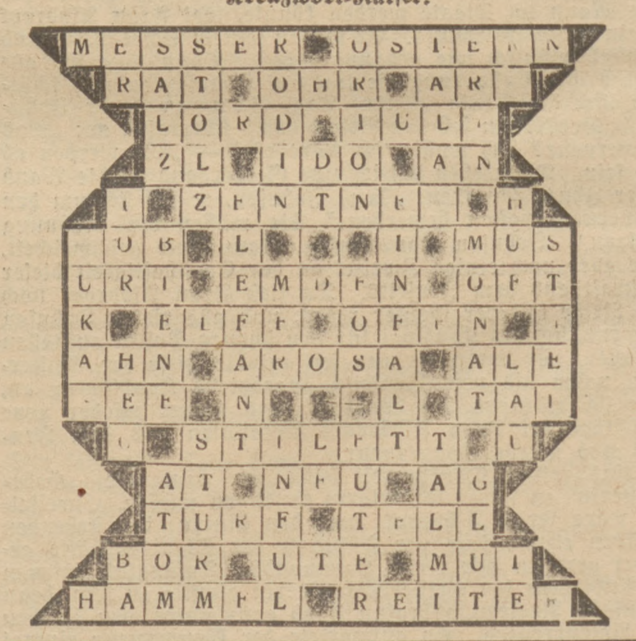
B hat $2^1/_3$ mal mehr als A, C nur $^1/_6$ von dem, was A besitzt. D hat $2^1/_7$ mal mehr als B. E aber vermag nur $^3/_4$ von dem aufzuweisen was D besitzt, hat dafür jedoch $22^1/_2$ mal mehr als C.

Wieviel Streichhölzer hatte jeder der Spieler vor sich liegen?

*

### Auflösung des Rätsels aus Nr. 55.

**Kreuzwort-Rätsel:**



| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| M | E | S | S | E | R | # | U | S | T | E | [illegible] | N |
| | R | A | T | # | O | H | R | # | A | R | | |
| | | L | O | R | D | # | I | U | L | [illegible] | | |
| | | Z | L | # | I | D | O | # | A | N | | |
| | [illegible] | # | Z | E | N | T | N | E | | # | H | |
| | U | B | # | L | # | # | # | I | # | M | U | S |
| U | R | I | # | E | M | D | E | N | # | O | F | T |
| K | # | E | L | F | E | # | O | F | E | N | # | [illegible] |
| A | H | N | # | A | R | O | S | A | # | A | L | E |
| [illegible] | E | E | # | N | # | # | # | L | # | T | A | I |
| | [illegible] | # | S | T | I | L | E | T | T | # | [illegible] | |
| | | A | T | # | N | E | U | # | A | G | | |
| | | T | U | R | F | # | T | E | L | L | | |
| | B | O | R | # | U | T | E | # | M | U | I | |
| H | A | M | M | E | L | # | R | E | I | T | E | [illegible] |

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.